

(Nachdruck verboten.)

12]

Die Kaufare.

Roman von Fritz Mauthner.

Richard dachte nicht daran, daß die Hausfrau seinem Benehmen besondere Beachtung geschenkt hatte. Auch blickte Leontine jetzt kalt zu ihm auf; sie hatte aber jedes Wimperzucken wahrgenommen und war trotz ihrer scheinbaren Ruhe lebhafter bewegt als er. Da hatte sie ja auf einmal die Antwort, eine deutliche und unzweideutige Antwort. Richard Wettmann liebte dieses schöne Mädchen, das in seinem einfachen dunklen Fächchen so vornehm aussah, und das sicherlich vor ihm noch keinen Mann geliebt hatte.

„Wer war die Dame, die Sie eben gegrüßt haben?“ fragte Leontine mit fremder Stimme.

Richard hätte gern eine Ausrede gesagt; aber was half es, er durfte nicht zögern.

„Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz,“ sagte er, und es lag ein eigentümlicher Stolz in der Sorgfalt, mit der er den langen Namen aussprach.

„Johanna? Ein altmodischer Name!“

„Ich kenne das Fräulein von klein auf, daher ist mir ihr Name geläufig.“

Richard fühlte, daß er sich vergaß, wenn er noch länger blieb. Leontine hielt ihn nicht.

Als er weg war, ging sie heftig in den großen Zimmern auf und nieder, wie ein Mann, der über einen Entschluß nachdenkt. Sie wußte ja, daß ihr der junge Wettmann gefiel, sie war sich eben dieser Neigung freudig klar geworden, aber jetzt erst erfuhr sie, daß sie ganz ernstlich in ihn verliebt war. Sie hatte zweimal die Ehe gekannt, aber bis heute noch nicht die Eifersucht. Sie hatte, als sie noch arm war, viele Menschen beneidet, aber kaum einen gehaßt. Jetzt hatte sie etwas zu hassen: die Feindin, die Jugend, die Anmut von Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz.

Noch schritt Leontine zornig ihre Zimmer ab, als ihr Gottlieb Wettmann gemeldet wurde. Hastig ging sie ihm entgegen.

„Ihr Sohn hat eine Liebchaft!“ rief sie ihm zu.

Der Verleger, der in Geschäftsangelegenheiten gekommen war, schien von dieser Mitteilung keineswegs überrascht. Als ihm aber das eifersüchtige Weib die kleine Begegnung erzählt hatte, deren unfreiwillige Zeugin sie eben gewesen, wurde er böse und rief zwischen den Zähnen:

„So ist sie ihm schon wieder im Wege!“

Leontine erfuhr nun leicht, daß Richard Wettmann mit Johanna eine jugendliche Liebeständelei angefangen hatte und vom Vater hauptsächlich deshalb nach England geschickt worden war.

„Aus dieser Sache kann und darf nichts werden!“ sagte er hart. „Jedes andre arme Mädchen ist schon eine Last für den Mann, aber ein armes Mädchen von altem Adel kommt mit einer doppelten Schuldenlast auf die Welt: sie macht Ansprüche. Und nun gar die Havenows! Mich, der ich so lange in ihrem Hause wohnte und von dessen Miete sie lebten, haben sie kaum angesehen!“

Leontine fragte, ob das Mädchen so arm sei.

„Sie sind Bettler, die Mutter und die Tochter. Früher hat der Major viel für sie gethan, weil er nicht wußte, wie wenig er selber besaß. Auch war der Sohn bei den Kadetten und kostete nichts. Jetzt ist er Lieutenant, und wie ich mir die Frau Kriegsrätin vorstellen kann, hat sie ihm alles geopfert.“

„Ist mein Freund Graf Trienitz nicht ein Verwandter dieser Leute?“

„Der hat seine Unterstützung an eine Bedingung geknüpft und das thut die Alte nicht! Sie sollen den Namen Trienitz ablegen! Nein, Fräulein Johanna muß sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren, und für eine solche Schwiegertochter bedankt sich Gottlieb Wettmann!“

In Leontine regte sich etwas für Johanna; nicht Mitleid, auch nicht das gemeinsame Geschlechtsgefühl des Weibes

gegen den feindlichen Mann. Aber sie gedachte der Zeit, da auch sie ein blutarmes Mädchen war und dafür von reichen Männern spöttisch angesehen wurde. Wenn auch Richard so klug gewesen wäre, über das arme Mädchen von Adel die Achseln zu zucken, sie hätte Johanna beklagen mögen. Aber nun war gerade Richard die Ausnahme, der Ehrenmann, der seine Geliebte nicht nach dem Vermögen fragte. Und sinnend sagte sie:

„Wir dürfen den guten Jungen nicht in sein Unglück rennen lassen.“

Wettmann lachte. Da lasse sich nichts machen. Richard sei ja leider ein Künstler oder Gott weiß was, und da scheine ihm die Armut seiner Herzauserwählten nur einer ihrer Vorzüge.

„Glauben Sie das nicht. Nur aus der Entfernung ist die Armut schön. Ich weiß das. Lassen Sie das Mädchen nur eine Weile in Not; das wird sie herunterziehen, so tief, daß Richard noch vor ihr fliehen soll.“

Wettmann runzelte die Stirn. Er liebte es nicht, wenn Frauen mehr Lebenserfahrung zeigten als er; und Frau Leontine sollte schon gar nicht glauben, daß sie durch solche Bemerkungen jünger erschien.

„Fräulein von Havenow ist sehr gut erzogen,“ sagte er mit wunderlicher Bosheit. „Ihr wird die Armut lauge nichts anhaben können.“

„Um so stärker ist unsre Pflicht, ihn zu schützen.“

Wettmann wurde nun doch von der Entschlossenheit dieser Frau mit fortgerissen.

„Ich wollte der Not einmal unter die Arme greifen,“ sagte er langsam. „Mein Freund Düsselhof, der Maler, machte einmal die Bemerkung zu mir, das Mädchen wäre ein famoseres Modell. Ich wollte ihr den Verdienst zukommen lassen.“

„Sie sind ein vortrefflicher Mensch!“

„Na ich dachte auch an meinen Sohn. Wenn das Mädchen erst dem einen gegessen hatte, dann kam sie von einer Hand in die andre, und wenn sie durch ein Wunder unverdorben blieb, so war sie doch für eine ehrliche Ehe mit einem Makel bedacht. Aber sie hat sich lachend geweigert, als Düsselhoffs Kunsthändler ihr ganz geschickt, so wie im Scherze, den Vorschlag machte.“

„Was ist Düsselhof für ein Mensch?“ fragte Leontine nachdenklich.

Wettmann strich sich schmunzelnd den Schnurrbart.

„Wie Sie wissen, einer unserer ersten Genremaler, der auf jedem Bilde ein neues Kunststück anbringt; aber außerdem ein geriebener Geschäftsmann und mein guter Kunde. Er spekuliert ein wenig in Häusern, für die er dann immer sehr geschickt Reklame zu machen weiß. Außerdem verdient er ein hübsches Geld durch seine Fabrik, in welcher er Damen- und Behrlinge alle möglichen Kunstfachen für unsere Kunsthändler arbeiten läßt. Viele Sachen, die da hergestellt werden, gehen dann unter seinem Namen und werden gut bezahlt. Jetzt hat er die Fabrik draußen in der Großgörschenstraße, in einer Baracke, wo sonst nur mein verrückter Redacteur wohnt. Dieser Düsselhof ist zu klug und zu geizig, um jemals ein schlechtes Bild zu malen. Alle paar Jahre einmal, wenn er ein Modell findet, das ihm zusagt, macht er sich daran, und immer wird es dann etwas, wovon man wochenlang spricht. Und dabei malt er so getreu, daß man das Modell jedesmal erkennt.“

„Und Düsselhof verspricht sich einen ebenso großen Erfolg, wenn ihm Fräulein Johanna von Havenow-Trienitz sieht?“

„Er spricht von ihr, als hätte sie ihn bestohlen, weil sie es nicht thun wollte.“

„Und kennt das adelige Fräulein den Namen Düsselhofs? Ich meine, weiß sie, daß er es war, der sie malen wollte?“

„Gewiß nicht!“ Wettmann lächelte.

„Dann würde ich an seiner Stelle die arme Person sonstwie beschäftigen und die paar Linien abzeichnen, ohne erst viel zu fragen. Dabei kann doch kein Unrecht sein?“

Nun lachte Wettmann geradezu heraus.

„Ich möchte Sie nicht zur Gegnerin haben,“ sagte er wie um Frau Petersen zu schmeicheln. „Mir kam ein ähnlicher Einfall. Das Fräulein von Havenow sucht durch Inserate

Beschäftigung. Mein Redacteur interessierte sich für die Sache. Ich riet ihm, sie an Düsselhof zu empfehlen. Sie malt dort in der Fabrik und ist mit der Bezahlung nicht sehr zufrieden.*

V.

Seit der Rückkehr vom Gute war Johanna's Leben in wachsenden Sorgen und doch wieder einformig verfloßen.

Sie theilte mit der Mutter seit der Kindheit die Gewohnheit, den künftigen Lieutenant als das einzige wichtige Glied der Familie zu betrachten, und weigerte sich nicht, ihm jedes Opfer zu bringen.

Wenn die verwitwete Kriegsrätin den Hausbedarf auf das bescheidenste Maß herabsetzte, wenn sie unter ihren Kleidern und Schmucksachen Umschau hielt, um da und dort durch den Verkauf eines entbehrlichen Stückes Achims Ansprüche zu befriedigen, so wurde Johanna nicht müde, der drängenden Not durch tapfere Thätigkeit entgegenzuwirken. Sie schämte sich ihrer Arbeit nicht; von Kind auf hatte sie nichts andres gekannt, als ein kümmerliches Hinfristen unter dem äußeren Schein eines komfortablen großstädtischen Lebens. Und auch in den guten Stuben besreundeter Offiziers- und Beamtenfamilien hatte sie die geschminkte Not oft genug auf den Plüschsofas lauend sitzen sehen.

Was Johanna durch ihren Fleiß so gern verbannt hätte, war nicht die Armut, nur die Lüge und das Häßliche des gehauchelten Wohlstands. Sie klagte nicht, als sofort nach Achims Abreise die Magd entlassen wurde und die beiden Frauen sich auch nach der Rückkehr vom Lande selbst bedienen mußten; aber sie erröthete jedesmal, wenn es klingelte, und die Abwesenheit des Dienstpersonals von der Mutter durch einen angeblichen Zufall entschuldigt wurde. Sie begnügte sich gern mit der dünnen Milch und dem Schwarzbrot zum Frühstück, auch mit dem Reis zum Mittagessen. Es war aber unerträglich, daß die Mutter mit ihren alten Freundinnen, die zu Gaste kamen, nach wie vor über den Schächter klagte und sich über den Marktgroßhändler der Köchin aufregte. Und die alten Freundinnen, die in ihren verschoffenen altmodischen Seidenmänteln im kahler und kahler gewordenen Salon auf das Anbieten eines Apfels oder eines Kuchenstücks vergeblich warteten, sahen just auch nicht aus, als ob ihr täglicher Braten, über dessen Zubereitung sie ernstlich streiten konnten, dufende Wirklichkeit wäre. Johanna wußte, daß sie ein Theater oder Konzert fast niemals besuchen konnte, außer wenn alle Jahre einmal der Zufall ihr ein verwehtes Freibillet zubrachte. Doch blieb es ihr immer noch mehr peinlich als rührend komisch, wenn die Mantelgestelle, denen es ja auch nicht besser ging, über jedes neue Theaterstück eifrig zu Gericht saßen und sich niemals darüber zu wundern schienen, daß sie einander noch nie bei einer ersten Aufführung begegnet waren.

Noch herber empfand sie die Gleichgültigkeit, mit welcher die Kriegsrätin allmählich alles behandelte, was nicht ihren Achim betraf. Die Verarmung und der Tod des Dunkel Majors hatte auch diese böse Folge gehabt. „Kein Brief aus der weiten Welt wurde mehr beantwortet, um Papier und Porto zu sparen,“ nur nach Graubenz ging allwöchentlich ein zärtliches mütterliches Schreiben ab, und oft hieß es:

„Johanna, Du mußt zwei Freimarken kaufen. Der Brief ist doppelt geworden. Du hast gewiß noch Geld?“

Und an jedem Ersten wurde von der Pension ein Schein von fünfzig oder gar hundert Mark eingefaltet.

„Eingeschrieben, Johanna. Du hast doch noch Geld?“

Tagsüber, wenn die Kriegsrätin in allen Kommoden und auf allen Brettern ordnend nach Verkauflichem spähte, ging sie in einem unmöglichen Schlafrock umher, und immer erst, wenn ein Besuch sich freiz und förmlich auf einem der grünen Stühle niedergelassen hatte, zog sie schonungsvoll das zehnmahl gerissene und zehnmahl wieder gestickte, schwarze seidene Kleid an.

Johanna verstand es, in dieser zerbröckelnden Wirkschaft ihre kleine Mädchenhabe sauber beisammen zu halten. Schon dreimal hatte sie der Mutter den eignen Granatschnudel abgekauft, um ihn nicht ins Leihamt wandern zu lassen. Und wenn die Kriegsrätin mit listernen Augen Johanna's Bibliothek musterte, die beim Antiquar einige Thaler wert gewesen wäre, so kaufte Johanna ein teures sachwissenschaftliches Werk für Achim und behielt ihre Bücher. Stillschweigend abgemacht war es, daß jedesmal ein Paar weiße Militärhandschuhe nach Graubenz abgingen, so oft Johanna für sich selbst in den Handschuhladen gehen mußte. „Du hast doch etwas Geld, Johanna?“

Achim war das Um und Auf im Hause. Die Kriegsrätin war nur glücklich, wenn der Sohn über einen lustigen, mit den Kameraden verknüpften Abend berichtete — so nach dem Ersten herum — sie war nur traurig, wenn in der zweiten Hälfte des Monats die schüchtern klagenden Briefe über Geldnot eintrafen.

„Du mußt mir mit einer Kleinigkeit aushelfen, Johanna. Du hast doch noch etwas Geld übrig?“

Niemals hatte Johanna von der Pension auch nur einen Pfennig Taschengeld bekommen. Was die Zuschüsse an Achim davon übrig ließen, das hütete die Kriegsrätin ängstlich, um die Miete und einen Teil der Wirtschaft zu bezahlen. Jede außerordentliche Ausgabe mußte Johanna bestreiten. Sie brachte es fertig, der schwächlichen Mutter auch noch dann und wann ein Stückchen Fleisch, ja sogar eine halbe Flasche Wein nach Hause zu bringen. Sie hatte an Mutter's Geburtstag einen Veilchenstrauß und einen Teller mit Erdbeeren auf den Tisch gestellt und hatte nur schmerzlich gelächelt, als die Mutter statt allen Dankes nur sagte:

„Du scheinst ja noch etwas Geld zu haben, Johanna? Du hättest es Achim schicken sollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nun hat der Alte doch meine Prophezeiung zu Schanden gemacht, daß er uns jüngere Kollegen alle überleben würde. Wir hatten das so oft unter uns gesagt, daß wir den melancholischen Scherz schließlich als buchstäbliche Wahrheit empfanden. Wir konnten unsern Asten gar nicht mehr hindergedenken; es schien uns völlig wider die Natur, daß diese ungebrogene Kraft einmal enden könnte. Während wir Jüngeren durch Widerwärtigkeiten, wie sie das politische Berufsleben unvermeidlich mit sich bringt, nur gar zu leicht uns bis ins Innerste aufwühlen ließen und wohl mit müdem Verzicht die Goethe'schen Lieblingsversen des großen und unglücklichen Pestalozzi, dem Nachlied des Wandrers, sehnsüchtig nachjaunten:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillst,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Entzückung füllst,
Ach, ich bin des Leidens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust! —

Während wir uns dergestalt durch böse Stimmungen beherrschen und entkräften ließen, ging unser Alter aus jedem neuen Sturm wie aus einem Verjüngungsbad hervor, frischer und lebensstärker denn zuvor. Diese unverwundliche Kraft des Ueberwindens, des Utersich-Zwingers, die dem ältesten von uns eigen war, erfüllte uns immer wieder mit bewunderndem Staunen. Darum auch unser Glauben, daß, wenn wir längst am Leben aufgegeben sein würden, der Alte immer noch aufrecht ragen würde, hoffnungsstark aller Misere trotzend.

Aber auch der Tod hat das Wesen Wilhelm Liebluechts wohl gekannt. Darum ließ er sich nicht erst auf Unterhandeln und Ueberreden ein — dann hätte er niemals sein Ziel erreicht. In Schummer überfiel er ihn mit lauter Gewalt und führte den vom Schlafe gebändigten Willenslosen von dannen. Unser Alter ist eigentlich hinter seinem Rücken gestorben, er selbst trug wahrlich nicht die Schuld, daß unser Glaube auch an seine physische Unsterblichkeit zertrümmert worden ist.

Das Zimmerchen, das er in unsrer Redaktion zur eignen Verfügung hatte, ist verwais't. Im künftigen Winter wird man es vielatlos heizen, anstatt ihm die Eisförmankälte zu lassen, in der sich der abgehärtete Redakteur allein wohl fühlte. Kein Blatt Papier wird aus diesem Raume mehr kommen, das beschrieben war mit der großen klaren Schrift des Alten, deren Lesbarkeit er nur durch kraus verrankte Einschießel beeinträchtigte. Wir werden nicht mehr mit ihm über die politischen Fragen diskutieren, er wird nicht mehr bei uns mit der Frage eintreten, was denn Neues los sei und was wir für einen Leitartikel hätten. Er wird sich nicht mehr des Abends mit freundslichem Händedruck verabschieden, am Arm das kunstvoll gewickelte Paket voll Zeitungen. Wir können auch nicht mehr über die mancherlei Sonderarbeiten „lästern“, die dieser großen vielspaltigen Natur anhafteten und den mächtigen Kämpfer zu liebenswürdiger Menschlichkeit milderten. Wenn unsre Arbeit rastet, wird die Sehnsucht anzudeuten, der Alte möchte in die Thüre treten und uns fragen, was es Neues gebe.

In Wilhelm Liebluecht ist vielleicht der letzte große Publizist des alten Schlages gestorben — aus jener Epoche, da die Zeitung nichts weiter war, als ein umfangreicheres, regelmäßig erscheinendes Flugblatt, da die Tagesfragen nur den Vorwand bildeten zu

werbendem Ruf, da der Tageschriftsteller Agitator, Missionar war, ein Ritter vom Geiste, nicht wie heute im besten Falle ein Arbeiter vom Geiste oder, wie es die Regel ist, ein Arbeiter gegen den Geist. Heute beherrscht der Journalismus das aktuelle Ereignis, die Würdigung ist nur eine entbehrliche Zugabe. Der Publizist der älteren Richtung wollte wirken, wollte einer großen politischen Aufgabe dienen, nicht sich dazu hergeben, Neuigkeiten anzukramen. Der Parlamentarismus hat ja eine ähnliche Wandlung erlebt: statt des Kampfs um große Principien eine fleißige sächliche Diskussion über umfangreiche Gesetze, die den Parlamentarier zu einem stillen Geheimrat macht.

Die pedantische Arbeit, die der heutige Redacteur der aktuellen Tageszeitung aufwenden muß, ist dem genialischen Ungestüm Liebnechts stets fremd gewesen. Er war kein Handwerker, sondern ein Künstler, der den Eingebungen seines Temperaments folgte, auf einen guten Stil weit mehr gab, als auf eine sensationelle Nachricht, und es nie begriffen hat, daß es darauf ankomme, ob das Publikum eine Neuigkeit einen Tag später oder früher erführe.

Kein Zweifel, daß der heutige Journalismus nach den ihm gestellten Aufgaben viel niedriger stehen muß, als die um ihrer selbst willen als Kunst gepflegte Publizistik eines Liebnecht. Aber die Entwicklung ist unumkehrlich und ihr hatte Liebnecht schließlich auch feindselige Konsequenzen gemacht. Schöner und edler ist der Beruf des Tageschriftstellers sicher nicht geworden, seitdem er zur neuesten Nachrichten-Slaverei geworden. Und ein Mann, dem jede Philo- soppit verhaßt war, der am liebsten als rastloser Weltwanderer seine Anschauungen verkündete und in der Eisenbahn oder auf Spaziergängen sein Blatt redigiert hätte, ein solcher freischweifende Geist, wie er Wilhelm Liebnecht eigen war, konnte sich nie ganz an den fabrikmäßigen, regelmässigen Betrieb gewöhnen, wie — leider! — das moderne Zeitungswesen erfordert.

Den Haß gegen die Entwürdigung der Schriftstellerei durch das Aktuelle hat unser Alter stets beibehalten. Er fühlte sich stets ins Unrecht gesetzt, wenn ihn Kollegen davon abzuhalten suchten, eine Notiz ins Blatt zu bringen, die vor einer Woche schon durch die anderen Blätter gegangen oder die Ereignisse betraf, die weit zurücklagen. Was lag daran, ob die Notiz nicht mehr ganz aktuell war, wo sie doch prächtig stilliert und mit der ganzen Wucht Liebnechtscher Sprachgewalt ausgestattet war! Dieser blöde Kultus der Pünktlichkeit war ihm schändeste Entweihung. Wir Jüngeren freilich waren durch die moderne Journalistik verdorben, wir waren uns bewußt, daß das goldne Zeitalter der individuellen publizistischen Kunst unumkehrlich vorüber war, wir opferten geduldig dem Moloch der Aktualität — aber im tiefsten Innern empfanden auch wir eine schmerzliche Sehnsucht nach jenen schönen Zeiten, da der Publizist noch ein bißchen Pigeuner sein durfte, der im Wandern nach freiem Geiste Dinge schlenderte, statt in trauriger Sehnsucht Tag für Tag dem Dreibund von Schere, Feder und Meißel zu dienen. In der That, unser Alter hatte doch recht, daß es für die Kultur ganz gleichgültig sei, ob man ein Geschicknis ein paar Tage später erführe. Er hätte sicherlich sich dagegen erklärt, daß man über sein Ableben eine Extra-Ausgabe veröffentlichen sollte.

Auch darin war Liebnecht dem Zeitungsindustrialismus fremd geblieben, daß er, trotzdem er jahrzehntlang der leitende Geist großer Blätter gewesen, niemals tief in die technischen Einzelheiten des Betriebs eingedrungen war. In dieser Hinsicht blieb er so harmlos wie ein Anfänger. Ich glaube, die Zwillinge-Motationsmaschine ist ihm immer etwas unheimlich gewesen, und sein Herz hing an der kleinen Handpresse einer Geheimdruckerei, in der der Weg von dem Hirn bis zum fertigen Blatt nicht gar so weit ist.

Diese patriarchalische Anschauung von der Publizistik beruhte keineswegs auf einer rückständigen Einsichtslosigkeit. Nein, Liebnecht erkannte eben, daß die moderne Entwicklung des Zeitungswesens — bei manchen Vorzügen — doch die wertvollsten Eigenschaften zerstörte; und niemand kann bestreiten, daß er darin recht hatte. So blieb er für seine Person der alten besseren Gewohnheit getreu, wehrte aber auch nicht den Jüngeren, die den schlimmen Forderungen der Aktualität gerecht zu werden suchten.

Den großen Reder und Mäntler wird niemand von den Jüngeren ersehen. Niemand vermag so, wie Liebnecht es konnte, als begeistender Führer, als ermutigender Tröster nach Niederlagen, als jubelnder Trümpfator nach Erfolgen zum Volke zu sprechen. An diesen großen Tagen bekam das geschriebene Wort von selbst Klang und Ton und begann zu reden. Dann war die Zeitung nicht ein totes Blatt, sondern ein leidenschaftlich glühender Mensch.

Daß die Jungen es immer verstehen mögen, das heilige Maiest-Feuer des Alten getreu zu hüten!

Meines Feuilleton.

gr. Seine Nachtruhe. Nach dem Kaffee gingen sie wieder auf den Balkon. Die Tante setzte sich auf den Schaukelstuhl, den weißen Pinkscher im Arm, und wiegte sich leise hin und her. Der Onkel beschäftigte sich mit den Blumen, das junge Mädchen trat an seine Seite, spielend ließ sie die zierlichen Blüten der Fuchsen durch die Finger gleiten: „Es steht aber wieder alles prachtvoll.“

„Ja, nicht wahr?“ Ein freudiger Stolz leuchtete in seinem Gesicht. „Und sieh mal, wie sich der Wein entwidelt hat! Das

ganze Gitter ist dicht berankt. Zum Fenster kriecht er auch schon hinüber, wie ein Kranz sieht es aus. Wunderhübsch, nicht wahr?“

„Es ist überhaupt alles wunderbarhübsch!“ Sie ließ die Augen über die Blumen gleiten und beugte sich dann auf die Straße hinaus: „Die Aussicht ist doch geradezu reizend. Wie klar heute wieder alles ist! Man erkennt den Grunewald ganz deutlich!“

„Ja die Aussicht werden wir am meisten vermissen.“ Die Dame im Schaukelstuhl senkte, der alte Herr verzog gleichfalls das Gesicht: „Und wenn ich nur erst wüßte, wie wir die Blumen fortbringen. Die Blumen leiden ganz entschieden bei dem Umzug. Der Wein wird mir total ruiniert. Es dauert wenigstens zwei Jahre, ehe er wieder so hoch kommt wie hier.“

„Und ehe man sich an die fremde Gegend gewöhnt!“ Die Tante gab dem Schaukelstuhl einen erneuten Schwung. „Ich darf wirklich gar nicht daran denken, nun wohnen wir hier fünf Jahre.“

„War es denn aber gar nicht möglich, daß Ihr hier bleibt? Das junge Mädchen rückte den zierlichen Bambusstuhl an ihre Seite und ließ sich mit teilnehmender Miene darauf nieder.

„Ach! — Gar kein Gedanke!“ Die Dame lehnte den Kopf hintenüber und schlug die Augen gen Himmel.

Der Onkel rückte sich gleichfalls einen Stuhl heran: „Nein, aber auch wirklich gar kein Gedanke. Die weite Entfernung von der Stadt, die unbequeme Verbindung, das ließe sich ertragen, aber die Fabrik da drüben! Nein, unmöglich!“ Er warf einen feindseligen Blick auf das hohe rote Gebäude, das sich in einiger Entfernung zwischen Ackerland und Baustellen erhob.

„Es ist eine Eisenwarenfabrik, nicht wahr?“ fragte das junge Mädchen.

„Maschinen machen sie da.“ Die Stimme der alten Dame wurde ordentlich wütend. „Jetzt merkt man eigentlich gar nichts davon.“ Das junge Mädchen musterte die Fabrik mit interessierten Blicken. Der Onkel klopfte die Asche von der Cigarre: „Nein, natürlich merkt man nichts! Die Kinder schreien ja auch genug auf der Straße, aber sehe nur mal abends hier, oder komm nur mal nachts, wenn sonst alles ruhig ist, dann kann man es nicht aushalten vor Spektakel.“

„Das junge Mädchen machte große Augen. „Nachts? ... Arbeiten sie denn da auch nachts?“

„Jede Nacht!“ bestätigte die Tante. „Und der Skandal ist wirklich nicht zu ertragen“ — fiel der Onkel ein — „Du kannst Dir wirklich keine Vorstellung machen; das Hämmern und Surren und Schleifen und Bohren hört gar nicht auf. Der vernünftigste Mensch muß verrückt werden, wenn er es eine Stunde mit anhört.“

„Wir müssen fatig die Fenster schließen“ — wehklagte die Tante — „und dabei sind wir es so gewöhnt, bei offenen Fenstern zu schlafen. Ich bin schon ganz krank von der eingeschlossenen Luft.“

„Na, immer noch besser die eingeschlossene Luft als der Skandal!“ Der Onkel machte ein griesgrämiges Gesicht. „Nein, weißt Du, meine Nachtruhe muß ich haben! Seine Nachtruhe muß jeder Mensch haben, das ist doch wahr? Man steht ja erschöpfter auf, als man sich hingelegt hat. Alle Augenblick wird man aufgeschreckt. Bald kracht es hier, bald polstert es da; es ist ja gräßlich.“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf: „Daß so etwas aber erlaubt ist?“

Die Tante nickte lebhaft: „Ja, das hab' ich auch schon gesagt. — Da wohnt man hier in Ruhe und Frieden, und dann kommt so'n Fabrikant und läßt einem die ganze Nacht etwas vorhämmern — einfach ein Skandal ist es, die Menschen aus ihrem friedlichen Schlaf aufzuschrecken, sie so um ihren Schlaf zu bringen, als ob die Nacht nicht zum Schlafen da wäre! Jawohl, zum Schlafen!“ Ihre Stimme schlug über, sie wehrte sich mit dem Taschentuch Mählung zu. Der Onkel nickte beistimmend:

Jawohl zum Schlafen — natürlich — ich sag' es ja — es ist 'ne Gemeinheit, einen um den Schlaf zu bringen! Seine Nachtruhe muß jeder haben, hm ja — seine Nachtruhe!“ —

— Ein Land ohne Druckerpresse. Im Juniheft der „North American Review“ spricht E. Demison Ross, Professor der persischen Sprache am University College in London von der modernen persischen Litteratur, an der man in den englischen Sprachgebieten durch die Heberlegung des Omar Khayyam durch Fitzgerald Interesse gewonnen hat. Die „Mensch. Allg. Ztg.“ entnimmt dem Aufsatz das folgende über den persischen Buchmarkt, resp. die Art, wie die Litteratur in dem persischen Reich verbreitet wird: „Während Konstantinopel und Kairo ausgezeichnete Druckereien besitzen, aus denen zahlreiche Bücher und Journale hervorgehen, ist Persien bis auf den heutigen Tag von der lithographischen Reproduktion seiner Inland-Bücher und Zeitungen — die sehr spärlich ist — abhängig. Im Beginn des 19. Jahrhunderts war eine Druckerpresse mit beweglichen Typen zu Tabriz aufgestellt und eine gewisse Anzahl Bücher da gedruckt. Aber bald ward dies wieder aufgegeben. Die Unpopularität des Typendrucks in Persien hat zwei Gründe: erstens beleidigt die Gradheit der Linien den Kunstsinne des Persers; zweitens ist bei gedruckten Büchern der Charakter der Schrift verloren. Der gleiche Grund, der den Perser dazu bringt, einen Kalligraphen aufs höchste zu schätzen und zu verehren, läßt ihn den Mangel an Charakter an einem Typendruck beklagen. Ein schon geschriebenes Manuskript ist sein höchstes Entzücken, das sich bei ihm äußert, wie wenn wir die Signatur und die Art eines alten

Meisters vor uns sehen. Hat er kein Manuskript, so begnügt er sich mit einer Lithographie, die gewöhnlich das Fassmisse der Handschrift eines ziemlich guten Schreibers ist, so daß das menschliche Element nicht ganz fehlt. — Wir können uns kaum vorstellen, welche Aufmerksamkeit man der Kalligraphie im Osten zuwendet, wo Männer von großem Wissen sich jahrelang darauf bezogen, um sie zu lernen, und Lebensalter damit zubringen, kunstvolle Kopien klassischer Werke herzustellen. Obwohl diese Kunst infolge der Billigkeit der Lithographie abzustorben beginnt, so kann doch auch heutzutage noch ein Mann gleichen Ruhm durch seine Kalligraphie wie der Dichter durch seine Verse gewinnen. — In jedem größeren Bazar finden sich eine Anzahl Büchertäden als besondere Abteilung. Hier findet man den Buchhändler in seinem langen dunklen Gewand und seiner hohen schwarzen Lanmsfellmütze auf dem Boden sitzen mit seiner nicht sehr reichhaltigen Ware. Die Vorderseite der Bude ist offen, während die Bücher entweder an den drei Wänden auf Gestellen ruhen oder in Haufen auf dem Boden liegen. Die Kollektion besteht gewöhnlich aus lithographierten Ausgaben von Korans, Schulbüchern, Lieblingsdichtern und Historikern, doch ist die Auswahl gering. Abgesehen davon findet sich verborgen in einem Winkel noch oft ein oder das andre Manuskript, das der Buchhändler entweder selbst auf Spekulation gekauft hat, oder für einen Freund zu verkaufen hat. — Die Zahl der in Persien lithographierten berühmten Werke ist gering und eine große Anzahl von solchen — in Poesie und Prosa — existieren bis auf den heutigen Tag nur im Manuskript. Gar viele persische Autoren verdanken ihre Auferstehung aus diesem Zustand relativer Vergessenheit nur den Anstrengungen von Indiern und Europäern. Es wird manchen überraschen, wenn er hört, daß die Werke zahlreicher persischer Dichter, die unter ihren Landsleuten höchsten Ruhm gewonnen haben, weder lithographiert noch gedruckt worden sind. — Die übliche Hausbibliothek des Persers besteht aus einer arabischen Kopie des Koran, dem einen oder dem andern Dichter, einem Wörterbuch und einer allgemeinen Geschichte. Größere Bibliotheken sind selten. Die Bücher werden nicht aufrechtstehend aufgestellt, sondern liegen aufeinander, und zwar mit dem Rücken an die Wand, während der Titel, wenn ein solcher überhaupt angegeben ist, über den vorderen Schnitt geschrieben ist. —

Völkerrunde.

ck. Im Lande der Pygmäen. In dem soeben in London erschienenen Buch „Im Lande der Zwerge und Kannibalen“ entwirft der englische Missionar A. W. Lloyd eine interessante Schilderung von seiner Reise durch die dunkelsten und unerforschten Gebiete Central-Afrikas. Auf der Heimreise von Uganda wählte er nicht den bequemen Weg über Sanitar, sondern den durch das Kongogebiet und nach der atlantischen Küste. Dabei kam er auch durch das Land der Pygmäen und zahlreicher Kannibalen-Stämme, mit denen er sich aber in aller Freundschaft auseinander zu setzen wußte. Seine erste Bekanntschaft mit den Pygmäen machte Lloyd in einem Walddiöcht. Er war mit der Lektüre eines Buchs beschäftigt, als er plötzlich im Didiicht „zahlreiche kleine Gestalten bemerkte, die ihn anstarrten.“ Lloyd hielt seine Hände hin, zum Zeichen einer freundlichen Begrüßung. „Langsam und sehr schon näherte sich ein Pygmäe, starrte den weißen Mann voll Erstaunen ins Gesicht und verwarf sein Gesicht in den Händen.“ Andre Pygmäen kamen und lauerten hinter ihrem Führer. „Ich konnte mir meine Gedanken, so erzählt Lloyd, in der Nähe betrachten, und was mir zu allererst auffiel, war natürlich ihre kleine Statur. Aber obgleich sie sehr klein waren, umgefähr vier Fuß hoch, wie ich später durch Messung feststellte, waren sie so kräftig gebaut, wie man es bei afrikanischen Stämmen nicht oft sieht. Sie waren breitbrüutig, hatten eine aus-gebildete Muskulatur, kurzen und dicken Hals und einen Kopf in der Form einer kleinen Kugel; der Unterkörper war massiv gebaut und ungewöhnlich kräftig. Die Brust war mit krausen, schwarzen Haaren bedeckt und die meisten Pygmäen trugen dicke, schwarze Bärte. Sie hatten einen Bogen und einen Köcher in der Hand oder kurze Wurfspeere. Um die Arme trugen sie eiserne Ringe und einige hatten auch Ringe um den Hals. Ich sprach mit dem kleinen Mann, der die Toro-Sprache konnte, und war sehr erstaunt über die geschickte Art, wie er meine Fragen beantwortete. Seine Kenntnis der Sprache war nicht gerade vollendet, und er brauchte oft Worte, die mir fremd waren und die den Gesinnung des Pygmäenlandes verrieten, aber er sprach doch gut genug, damit ich ihm folgen konnte.“ Der Pygmäenhauptling erzählte auch, daß sein Land sieben Tagereisen lang und sechs breit wäre. „Dann fragte ich ihn nach der Zahl seines Volks, und er nahm ein Stück Holz, zerbrach es wieder in kleine Stücke und sagte, daß jedes Stück einen Häufling vorstelle; dann zählte er auf, wieviel Pygmäen zu jedem Häufling gehörten; einige hatten 200, andre nur 50, andre aber sogar 500. Die einfache Addition ergab, daß die Gesamtzahl etwa 10 000 betragen müßte. Dann erzählte mir der Pygmäen-Häuptling, daß er seit langem von meiner Ankunft wüßte. Ich fragte ihn, wie das läme, und er sagte, er hätte mich schon seit mehreren Tagen gesehen. „Ihr saht mich“, sagte ich, „wann denn?“ „Ich habe Euch schon sechs Tage lang im Walde gesehen.“ „Aber ich sah Euch doch nicht“, sagte ich. Darüber lachte er herzlich. Ich bekam schließlich heraus, daß eine große Bande dieser kleinen Menschen jede unserer Bewegungen durch das Didiicht verfolgt hatten, als wir vorüber-

gingen. Warum griffen sie uns nicht an? Wir waren in den letzten Tagen ganz in ihrer Macht gewesen, und man hatte sie immer als ein verschlagenes, hinterlistiges Volk geschildert. Vielleicht schügte uns unsere Hilflosigkeit; denn sie sahen, daß wir nicht, wie andre Weiße, mit Flinten bewaffnet waren. Ich glaube aber, daß sie nicht das unzuverlässige Volk sind, für das man sie gewöhnlich hält, sie sind, wie die meisten Afrikaner, vollkommen ungeschädlich, wenn man sie nicht stört.“ Ebenso gute Erfahrungen machte Lloyd mit dem Stammaleuolf der Bangwas. Er beschreibt sie als „die gemüthlichsten Schwarzen, mit denen ich je etwas zu thun gehabt habe; sie waren voll von Scherzen und gingen herzlich auf all meine Späße ein. Meine englische Ziehharmonika, mein Hund Sally, die Kamera, das Opernglas und vor allem mein Fahrrad riefen bei ihnen die größte Verwunderung und die wärmsten Kameradschaftsgeföhle hervor.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

— „Steppenläufer.“ Leopold Döbke schreibt in der Wochenchrift „Mutter Erde“: Wenn der Wind über die Steppen Südrusslands rast, jagt er wunderliche Vallen vor sich her, die teils läufend, teils rollend vor den Augen des erstaunten Wanderers über die öde Heide dahineilen, um schließlich in der Ferne zu verschwinden. Es sind ausgedörrte Pflanzen, die den Kreislauf ihres meist ein-jährigen Auslebens vollendet haben und die der Wind vom Boden löst, um sie in wilden Sprüngen über die Steppe tanzen zu lassen. Fortrollend follen die einzelnen Bündel sich miteinander bis zur Größe eines Heuwagens „verheddern“. Aber auch wenn man diese Angaben auf ein bescheideneres Maß reduziert, wird es auch für den, der keine Gelegenheit hatte, die Steppe aus eigener Anschauung kennen zu lernen, begreiflich erscheinen, daß diese an sich so harmlose Erscheinung bei den Bewohnern der südrussischen Steppen unter der phantastischen Bezeichnung „Steppenherz“ (burian) bekannt ist. Die Erscheinung ist aber nicht auf Südrussland beschränkt, sie wird überall beobachtet, wo große Steppen die geeignete Unterlage für die fast groteske Staffage liefern. So berichtet Fond in seinen „Streifzügen durch die biblische Flora“ aus den Steppen zwischen Libanon und Antilibanon: „Schon bald, wenn wir so durch diese Steppe dahinziehen, wird uns eine eigentümliche Erscheinung auffallen. Zwischen den beiden Höhenketten erhebt sich nicht selten ein starker Wind, der wirbelnd über die Ebene dahindrauft, Staub und Spreu vor sich hertreibend. Schauen wir etwas genauer zu, so bemerken wir zwischen dem Staub und der Spreu große runde Vallen, die im Kreise sich um sich selbst drehend mit Windeseile schier unauf-haltam über die Felder dahingezagt werden. Es sieht aus, als ob weißgraue, kleine Räder von unsichtbaren Kräften über die Steppe gerollt würden.“ Die Beobachtung dieser sogenannten „Steppenläufer“ reicht sicher bis ins graue Alter hinein und das biblische Wort: „gleich der Spreu vor dem Sturmwind“ bezieht sich zweifellos auf diese Erscheinung. Wie Fond weiter erzählt, rufen die heutigen Araber den Steppenläufern, die ihnen begegnen, scherzend nach: „Wohin willst du noch heute?“ und lassen die entseidende Erscheinung antworten: „Wohin der Wind will!“ Damit soll die ohnmächtige Abhängigkeit symbolisiert werden. Die nähere Untersuchung der rollenden Bündel hat ergeben, daß es sich um sehr verschiedene Pflanzenarten handelt. In den europäischen Steppen spielen z. B. Eryngium campestre (das sogar den Namen „Lanf-distel“ führt) und Gypsophila paniculata als Steppenläufer eine wichtige Rolle; ferner sind Salsola Kali und Centaurea diffusa zu nennen. Auf den persischen Hochsteppen bildet Gandelia Tournefortii, ein Storböllcher, staalige lockere Massen mit tiefgehender Pfahlwurzel. Sind die Samen ausgereift, so fault der obere Teil der Wurzel durch, so daß der Wind mühelos die dünnen Vallen in Steppenläufer verwandelt. Sehr merkwürdig ist auch Plantago-ereticca. Diese einjährige Pflanze hat eine Rosette schmaler Blätter, aus deren Mitte ein ganzes Bündel steif aufrechter, blütenreicher Stengel entspringt. Wenn die Früchte reifen, beginnt das Bild der Pflanze sich vollständig zu verändern: die bis dahin straff aufrechten Blütenstengel krümmen sich bogig nach außen herab, bis sie den Boden berühren, und stemmen sich berart gegen den letzteren, daß das Bestreben, die ganze, jetzt halbkugelig geformte Pflanze vom Boden abzureißen, unvereinbar wird. Die senkrecht in der Erde stekende einfache Pfahlwurzel verhindert zunächst diese merkwürdige Selbstamputation. Allein der Boden, den Plantago ereticca bevorzugt, trocknet im Hochsommer aus, er wird rissig und die Verbindung zwischen ihm und der absterbenden brüchig werdenden Wurzel schließlich durch den federnden Druck der gegen den Boden gestemmen krümmen Stengel aufgehoben; dann wird der leichte Ball ein Spiel des Windes. Das alles muß einen Sinn haben. Tatsächlich sind fast alle diese Steppenläufer mit reifen Samen versehen, die meistens von trockenen Hüllschuppen festgehalten werden. Der Wind wirkt als Verbreiter und führt die toten Samen-träger an günstigere Orte. Dann kommt die Regenzeit und die Samen werden frei. Teils werden sie aus ihren erstorbenen Behältern einfach ausgespült, teils öffnen sich hygroskopisch organisierte Ded-schuppen in der feuchten Luft, um die Samen ausfallen zu lassen. Gewiß eine eigenartige Erscheinung, diese toten und dennoch Leben bergenden Steppenläufer, die sich willenlos vom Winde jagen lassen, um die Samen vielleicht an einer günstigeren Stelle Wurzel fassen zu lassen! —